



Die Ohrfeige

Die Ohrfeige

Fine, sie mochte es nicht wenn man sie Josefine nannte, saß vor mir und schaute mich erwartungsvoll an. Sie war Schülerin im letzten Jahr der Ausbildung. Für ihre Facharbeit benötigte sie auch Daten von mir. Aber jedes Mal, wenn ich nach meinen Daten befragt werde, werde ich innerlich gleich aggressiv. Ich frage mich, warum geht der Datenschutz an mir vorbei? Warum gehöre ich nicht definitiv zu dem Teil der Bevölkerung, deren Daten ebenso schützungswürdig sind wie die der anderen? Was geht es einen Lehrer oder Mitschüler an, wie ich heiße oder was ich aus meinem Leben gemacht habe?

Aber Fine war gut zu den Betreuten. Ihr ausgezeichneter Ruf war ihr schon als Praktikantin vorausgeeilt, lange, bevor ich sie kennen lernte. Sie war tatsächlich berufen für diesen Job. Ich hatte bisher keine andere Schülerin, mich eingeschlossen, erlebt, die schon so professionell und selbstverständlich das Leben der Betreuten mit einer liebevollen aber auch konsequenten Art bereicherte. Außerdem kochte sie morgens den Kaffee mittlerweile so, wie ich ihn an liebsten mochte. Aus dem „Bodenseekaffee“ am Anfang unseres vorsichtigen Beschnuppens wurde ein Gebräu, das sogar mich als ausgemachten Morgenmuffel weckte. Darum und noch aus vielen anderen kleinen Gründen wollte ich sie nicht mit meiner sonst abweisenden Art vor den Kopf stoßen.

Nun standen auf ihrem Zettel mein vollständiger, nicht anonymisierter Name, mein Alter und die achtzehn Jahre, die ich in meinem erlernten Beruf ausgehalten habe. Fines Augen wurden immer größer. Rein rechnerisch gesehen, war ich in diesem Haus mit vierzig Jahren die Fachkraft mit den meisten Berufsjahren. Das wurde uns beiden fast gleichzeitig klar, mir mehr denn je. Trotzdem befand ich mich gerade in der Probezeit. Eigentlich wollte ich an diesem Tag nach Dienstschluss nur meine Tasche aus dem Schrank holen und Fine, die neben dem Schrank noch am PC saß, „Auf Wiedersehen“ sagen. Da rückte sie mit ihrem Prüfungsprojekt heraus und fragte mich, ob sie mich kurz interviewen dürfte. Ich war erst überrascht, setzte mich aber gleich zu ihr, zwinkerte sie an und sagte: „Kein Problem, dann schieß mal los mit deinen Fragen!“. Nach der eher trockenen Datenaufnahme fragte sie mich als Letztes ein wenig verlegen, wie ich zu meiner Berufswahl gekommen bin, und warum es mich vor vier Jahren gerade in dieses Bundesland gezogen hat?

Ich glaube nicht an Zufälle. Alles fing damit an, dass ich mit ihnen völlig unvoreingenommen aufgewachsen war.

Mit sechzehn schrieb ich meinen Prüfungsaufsatz in Deutsch über Roswitha Gepperts „Die Last, die du nicht trägst“. Ich hatte ihr Buch gerade zu Ende gelesen, die Geschichte wirkte in mir nach, und ich nahm den Aufsatz als willkommenen Anlass, den Stoff zu „verdauen“.

Vor einundzwanzig Jahren las meine Mutter eine Anzeige in der Zeitung. Eine Medizinische Fachschule, einhundertfünfzig Kilometer von meinem Heimatort entfernt, suchte händeringend Schüler für eine unterbesetzte Klasse. Ich schlug in der hiesigen Bibliothek das Berufsbild nach. Am Telefon bekam ich von der Schulleiterin gleich eine Zusage, und die Zulassung lag am nächsten Tag in unserem Briefkasten.

Die Ausbildung hätte ich beinahe im ersten Jahr während des Praktikums in einem Seniorenheim geschmissen. Ich erfuhr erst Jahre später, dass meine Eltern dies akzeptiert und mich zähneknirschend doch noch zur Uni gelassen hätten. Die Oberschwester, die mir im Seniorenheim das Leben schwer gemacht hatte, litt unter persönlichen Problemen. Auch das erfuhr ich erst viel später. Wäre ich damals nicht so stur gewesen und hätte unbedingt aller Welt beweisen wollen, dass ich alles schaffe oder überstehe, dann... Ja, wäre ich trotzdem woanders gelandet? Hätte mich die Uni wirklich meinem Lebenstraum näher gebracht?

Nach der Ausbildung der Schlag in die Magengrube: Ich bekam nur die Zusage von einer Einrichtung in der Nähe meines Elternhauses. Die Zeit lief mir davon. Meine erste ernste Beziehung während meiner Ausbildung



Die Ohrfeige

scheiterte an der Ferne. Alles, was nur zur „Überbrückung“ gedacht war, verschlang Jahre meines Lebens. Jede Entscheidung hinterfragte ich tausend Mal, und mit meiner neuen Freiheit konnte ich nichts anfangen, da ich an meinen Job gefesselt war - Tag und Nacht, fast den ganzen Monat aufs Neue.

Ich verschob meine Träume.

Mit einigen Arbeitskolleginnen hatte ich mich angefreundet. Wir gingen privat aus, kauften gemeinsam in der nächsten größeren Stadt Klamotten, gingen ins Kino, zu Rockkonzerten, tranken zusammen bis in die frühen Morgenstunden, standen gemeinsame Frühdienste verkatert und übermüdet durch.

Aus einem geplanten Jahr in der Einöde wurden schnell zehn, dann zwölf. Wie viele Praktikanten und Schüler kamen und gingen?

Da kam sie. Ein dummes und freches Landei, deren Eltern zum Bekanntenkreis einer Kollegin gehörten. Eine junge Handlangerin, die sich leicht manipulieren ließ und sich gut dafür eignete, anderen Kollegen eins auszuwischen, Hass zu schüren. Jeder hatte einen Platz in diesem Spiel. Wer zu sensibel war ging unter, musste in psychische Behandlung, besuchte die gleichen Ärzte wie die Betreuten.

Ich erlebte einen einzigen Dienst mit dieser Praktikantin, da ich an diesem Tag in der gleichen Gruppe aushalf. Wir saßen abends am Tisch und begleiteten das Essen, reichten es einigen zu. Rainer hatte einen schlechten Tag, er schrie ständig und schmiss zu guter Letzt sein Geschirr zu Boden. Da hörte ich ein Klatschen. Keiner außer mir schaute auf. Von den anderen Kolleginnen kam keine Reaktion. Alles ging weiter, Rainers rechte Gesichtshälfte lief rot an. Er stierte vor sich auf den Tisch. Die Praktikantin hatte das nicht zum ersten Mal getan, dessen war ich mir gleich bewusst. Abgesehen davon, hatte sie sich dieses Verhalten von einer Kollegin abgeschaut, sonst hätte sie sich nicht so sicher dabei gefühlt. Das schien in dieser Gruppe *normal* zu sein. Ich wusste, Rainer war nicht einfach, erst recht nicht nach zwölf Tagen Dienst, wenn Kollegen wegen Krankheit ausfielen, wenn man zum Umfallen kaputt und müde war und einige dachten, dass Rainer nur hier lebte, um ihnen das Leben schwer zu machen.

Ich hatte bisher viel gesehen und dazu geschwiegen, obwohl ich oft anderer Meinung war. Warum wurde zum Beispiel zu Teamsitzungen grundsätzlich eine Kollegin fertig gemacht und keiner stand ihr bei? Warum gab es Grüppchen im Team und man durfte nur einer Gruppe angehören? Warum wurde über die Kollegen gelästert, die nicht anwesend waren? Warum flüsterten Kollegen, wenn sie Dinge kritisierten, ...?

Ich verteidige mich nicht. Ich hatte keine klare Vorstellung davon, was ich wirklich wollte. Vielleicht war es ein Impuls unbewusster Loyalität oder die Konsequenz eines dieser ironischen Zwänge, die in den Gegebenheiten der menschlichen Existenz lauern. Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sagen. Aber ich ging hin. Nach einer schlaflosen Nacht lief ich vor Antritt meines Dienstes durch den halbdunklen Korridor zum Büro meiner Chefin. Mein Unterleib schmerzte bei jedem Schritt, mein ganzer Körper stand unter Strom. Nach der obersten Stufe der schmalen, steilen Treppe blieb ich im schwach beleuchteten Vorraum des Büros stehen und atmete tief durch. Ich zog meine Bluse zurecht, stellte mich gerade hin und klopfte an die klobige alte Holztür. Die Tür war von vielen grauen Lacknasen übersät. Ich hörte ein herrisches „Ja, herein!“ und öffnete die quietschende Tür.

Meine Chefin schaute über ihre Lesebrille zu mir auf und wies auf den einzelnen Sessel vor ihrem Schreibtisch. Ich setzte mich langsam, faltete meine Hände und...

...schilderte meiner Chefin den letzten Dienst.

Es folgte eine Aussprache mit der Praktikantin. Sie verteidigte sich mit der Behauptung, dass es ja nur ein „Klaps“ gewesen wäre. Die Kollegen der Gruppe mussten sich unangenehmen Fragen stellen. Folgen hatte es für sie keine, nur die Praktikantin erhielt ein sofortiges Hausverbot.

Nach meinem Verrat wandte sich ein großer Teil der Kolleginnen von mir ab. Zwei Monate hielt ich durch, dann nahm ich das Angebot einer anderen Einrichtung an.

Fine hatte mir aufmerksam zugehört. Mit Anfang Zwanzig und mit ihrer Lebenserfahrung schien sie die



Die Ohrfeige

Tragweite meiner Geschichte nicht ganz zu begreifen. Für sie war ich eine Heldin. Für sie gab es nur Schwarz oder Weiß. Hatte ich in ihrem Alter nicht genauso gefühlt und gedacht?

Wie viele Jahre und Dienste an einem Ort sind nötig, um in diesen Sog zu gelangen, der einen Menschen fast gleichgültig macht?

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).